

Kusová, Jana / Malechová, Magdalena / Vodrážková, Lenka (Hrsg.) (2015): Deutsch ohne Grenzen. Linguistik. Brno: Tribun EU. 462 Seiten. ISBN 978-80-263-0939-0.

Dieser umfangreiche Sammelband enthält 27 Aufsatzversionen von Vorträgen der Sektion Linguistik, die im Herbst 2014 bei der Konferenz „Deutsch ohne Grenzen“ an der Südböhmischen Universität in Budweis gehalten wurden. Organisiert wurde diese Tagung vom Germanistenverband der Tschechischen Republik.

Die meisten AutorInnen kommen aus Tschechien; fünf kommen aus Deutschland, je eine/r aus Österreich, aus der Slowakei und aus Russland. Man kann den Veranstaltungs- und Buchtitel „Deutsch ohne Grenzen“ auf verschiedene Weise verstehen; aber dass so viele LinguistInnen aus einem nicht-deutschsprachigen Nachbarland Deutschlands sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, ist schon einmal ein Hinweis darauf, dass die deutsche Sprache unter dem Gesichtspunkt wissenschaftlichen Interesses nicht an Sprach- geschweige denn Ländergrenzen gebunden ist.

Im Eröffnungsaufsatz (und Plenarvortrag von 2014) „Die (deutsche) Sprache ist nicht grenzenlos“ problematisiert Norbert Richard Wolf die im Konferenz- und Buchtitel enthaltene These von der Grenzenlosigkeit der deutschen Sprache, indem er mit einem Ebenensprung zur Objektsprache dem deutschen Wort *Grenze*, seiner Herkunft (es ist ein Grenzgänger aus dem Slawischen, von Luther gegenüber *Mark* zum Durchbruch verholfen), seinen (meist metaphorischen) Bedeutungen und seinen Verwendungen in Phraseologismen nachgeht. Es ist ein sehr bedeutungsreiches, geschichts- und kulturträchtiges Wort. Bezogen auf Sprachen und Dialekte erweisen sich die Gebiete, in denen sie gesprochen werden, als solche ohne scharfe Grenzen, wie man sich das bei Staats- oder Verwaltungsgrenzen vorstellt, sondern als Gebiete mit Übergangszonen zu anderen Sprachgebieten.

Wenn man die Verwendungen von *Grenze(n)* in den Aufsätzen durchgeht, so bestätigt sich, dass das Wort meist metaphorisch verstanden wurde, begrifflich-abstrakt als ‚Differenz zu etwas Anderem‘. Nur in zwei Aufsätzen zu dialektologischen Fragen wurde *Grenze* nicht-metaphorisch als nationale oder sprachliche Grenze verstanden, sonst aber als ‚kulturelle / ideologische / politische / geschichtliche Andersheit‘, als unterschiedliche Forschungsrichtungen der Grammatikschreibung, als Unterscheidung zwischen ‚richtig‘ und ‚falsch‘ (am Beispiel der Orthografie), als Übergangsphänomene zwischen linguistischen Kategorien der Substantivklassifikation, als Vermischungen von, Beziehungen zwischen und Abgrenzungen von (man kann dem Basismorphem *Grenze*,

grenz- eben nicht ausweichen) unterschiedlichen semiotischen (Bild vs. Sprache) und medialen (gesprochen vs. geschrieben) Systemen.

Betrachtet man die sprachlichen Ebenen und die Themen, so ist eine große Bandbreite der linguistischen Forschung vertreten: Im Zentrum steht das Wort mit seinen Aspekten der Wortbildung, der Phraseologismen und der stilistischen Werte von (Teil-)Synonymen (insgesamt fünf Aufsätze). Mehrfach werden Neologismen behandelt: in der Werbung und beim Marketing (S. 233f.), in der Presse allgemein (S. 238ff.) und in Bild-Schlagzeilen (S. 270f.) im Besonderen. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Orthografie und Graphematik (historisch: Zeichensetzung, gegenwartssprachlich: Variantenschreibung), zwei mit der Dialektologie (auf der Ebene der Lautung und der Lexik), zwei mit der Morphologie (Substantiv und Verb), einer mit der Syntax auf der Metaebene syntaktischer Schulen, einer mit der Kombination von Lexik und Textlinguistik am Beispiel von Bildzeitungsüberschriften.

Die anderen Aufsätze vertreten die Bindestrich- bzw. die angewandten Linguistiken: die historische Textsortenforschung (Aberglaube in spätmittelalterlichen medizinischen Handbüchern, die Sprachenwahl des Humanisten Matthaues Meisner in Abhängigkeit von der Textsorte), die Soziolinguistik (zwei Aufsätze zu ehemaligen Sprachkonflikten und Fremdsterotypen zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen), die Diskurslinguistik (am Beispiel von Verweiswörtern in Zeitungstexten und am Beispiel einer Diskussion), die feministische Linguistik (mit einem Vergleich der Personenbezeichnung in universitären Websites in Österreich und Tschechien), die kulturvergleichende Linguistik (zwei Aufsätze zu wissenschaftlichen Schreibstilen), die Semiotik von Bild-Text-Bezügen in Lehrbüchern zur Meteorologie, die Überschneidungen der sprachlichen Medien Mündlichkeit und Schriftlichkeit und schließlich die Übersetzungswissenschaft in Bezug auf das Sprachenpaar Deutsch – Tschechisch und am Beispiel theologischer und kunstgeschichtlicher Fachterminologie.

Zwei Aufsätze haben Überblickscharakter und könnten gut in der akademischen Lehre verwendet werden: erstens der von Karsten Rinas mit dem Titel „Vom Stil zur Grammatik: Die Kodifizierung der deutschen Zeichensetzung“, in dem die Wörter *Stil* und *Grammatik* schon die Kriterien nennen, nach denen die Zeichensetzung im Deutschen von 16. bis zum 20. Jahrhundert nachgezeichnet wird (mir fehlen hier nur die Interpunktionszeichen und ihre rhetorischen Definitionen des 16. und 17. Jahrhunderts); zweitens der Aufsatz von Ulrike Krieg-Holz, der eine kurzgefasste Einführung in die Stilistik der Wortwahl ist, ausgehend von einem als neutral/unmarkiert angenommenen Lexem (z. B. *gehen*) und differenziert in verschiedene stilistisch markierte Richtungen der

gehobenen vs. abgesenkten Stilebene, der zeitlichen (neu vs. alt) und räumlichen (Dialektwörter) Dimension, der Fach-, Fremd- und gefühlsweckenden Wörter. Sehr zu Recht plädiert Krieg-Holz in einem zweiten Schritt für kontextbezogene Interpretationen der Wortwahlen im Zusammenhang weiterer stilistisch relevanter Phänomene, um im konkreten Analysefall einen bestimmten Stilzug ausfindig zu machen. Dabei unterscheidet sie Stilwerte von Stileffekten.

Einen generellen Überblick ganz anderer Art gibt Annette Muschner mit ihrem Aufsatz „Grenzen des Übersetzbaren“, in dem sie aus ihrer Erfahrung als Übersetzerin aus dem Tschechischen und als Lehrende der Übersetzungswissenschaft berichtet. Diese Grenzen sieht sie nicht in den verschiedenen Sprachen selbst (ohne es zu begründen), sondern hauptsächlich in der Sprach- und Kulturkompetenz des/der Übersetzenden (Prinzip: „Professionelle Übersetzer übersetzen in ihre Muttersprache“, S. 425), in literarischen vs. fachspezifischen Ausgangstexten (jene mit, diese ohne innere Resonanz) und in anderen Hinsichten (zur Verfügung stehende Zeit, Recherchemöglichkeiten und Bezahlung, der Grad der Ausarbeitung des Übersetzungstextes, bis hin zu moralischen Fragen). Studierende, die sich anschicken, Übersetzungswissenschaft zu studieren, sollten diesen Aufsatz lesen.

Unter dem Aspekt kultureller Grenzen kann man Aufsätze lesen, die einerseits die Fremdheit als solche verständlich machen, andererseits ehemalige Konflikte, die heute überwunden sind, sozusagen mahnend ins Bewusstsein rufen und aktuelle und brisante zum Thema haben. Zur Fremdheitserfahrung einer anderen Zeit führt uns Lenka Vaňková mit ihrem Aufsatz über Aberglauben in spätmittelalterlichen medizinischen Fachtexten. Krankheit wurde nicht nur religiös als Strafe verstanden, sondern auch ganz konkret, z. B. als ein Wurm, der sich im Körper einnistet und sein Unwesen treibt. Ihm konnte man damals auf sprachmagische Weise mit Zaubersprüchen zu Leibe rücken.

In die Vergangenheit deutsch-tschechischer Differenzen führen uns zwei Aufsätze von Tereza Hrabcová (Pavličková) und Václav Velčovský. Hrabcová (Pavličková) stellt an Konfliktfällen wie dem Sturm auf die Böhmische Sparkassa in Prag 1903 und der Gründung der tschechischen Universität in Brünn 1905 deutsche und tschechische Textausschnitte mit ihren stigmatisierenden Fremdsterotypen, Beschimpfungen und Wahrheitsverdrehungen vor. Velčovský zeichnet die Verordnungen zu offiziellen Namensgebungen von Straßen und Gemeinden nach den politischen Einschnitten 1920 (von Deutsch zu Tschechisch) und 1939 (von Tschechisch wieder zu Deutsch) nach und fasst diese sprachpolitischen Bestrebungen als ‚Sprachfetischismus‘. Wir erinnern uns, dass vor nicht allzu langer Zeit der Kärntner

Landeshauptmann Jörg Haider einen ähnlichen ideologisch motivierten Streit um deutsch-slowenische Gemeindeglieder die slowenische Namensvariante unterdrücken wollte.

Carolin-Christine Eckardt wendet sich gegenwärtigen kulturellen Konflikten zu, und zwar am Beispiel einer Diskussion zwischen einer ägyptischen und einer deutschen Studentin über den Mohammed-Karikaturenstreit. Dabei unterscheidet sie zwischen inhaltbezogenen, argumentativen und interaktionalen, beziehungsmaßbigen Strategien. Für den inhaltlichen Aspekt untersucht sie z. B. argumentative Strukturen, besonders Schlussregeln, die Konstruktion einer binären (vs. mehrfachen) Opposition, die eigene Distanzierung durch Metakommunikation, Fokusverschiebung etc. Dies ist der einzige Aufsatz des Sammelbandes, der längere Strecken gesprochener Äußerungen untersucht.

Insgesamt bekommt man von dem Sammelband einen Eindruck von einem regen Interesse an der Untersuchung der deutschen Sprache in Tschechien und anderen nicht-deutschsprachigen Ländern. Traditionelle Forschungsrichtungen (Dialektologie, Phraseologie etc.) werden fortgeführt, neue (Genderlinguistik, Stereotypenforschung, Diskurslinguistik, Text-Bild-Bezüge) kommen hinzu. Sprachliche Unterschiede, die mit räumlichen und kulturellen Unterschieden verbunden sind, ziehen sich durch das ganze Buch und rechtfertigen durch die Tatsache, dass man von beiden Seiten auf das jeweilige sprachliche Phänomen blicken kann, noch einmal seinen Titel. Wie prekär aber die Durchlässigkeit bzw. Abschottung politischer Grenzen ist (S. 401 wird auf das Schengener Abkommen und auf das „weitere politische und wirtschaftliche Zusammenwachsen Europas“ verwiesen), zeigt sich gerade in diesen Tagen (Frühjahr 2016).

Johannes Schwitalla

Puchalová, Ingrid / Kováčová, Michaela (2014): „... aber ich bin ein Weib, was ist es mehr, und, seid froh, daß ihr es nicht zu sein braucht.“ Košice: Filozofická fakulta Univerzity Pavla Jozefa Šafárika v Košicích. 161 Seiten. ISBN 978-80-8152-184-3.

Die monographische Publikation Ingrid Puchalová und Michaela Kováčová entstand im Rahmen des Projekts „Vergessene Texte, vergessenen Literatur. Deutschschreibende Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei“, das am Lehrstuhl für

Germanistik der Pavol-Jozef-Šafárik-Universität zwischen 2012 und 2014 umgesetzt wurde.

Die Monographie stellt nicht nur das literarische Schaffen der deutschsprachigen Autorinnen aus der heutigen Slowakei vor, sondern diese literaturhistorischen Informationen werden auch in die historischen und kulturhistorischen Backgrounds gesetzt. Mit den angeführten Intentionen korrespondiert sowohl der Einblick in die Themenhorizonte wie die gesellschaftliche Stellung der Frau, als auch die Auseinandersetzung mit den Ausbildungskonzeptionen, die den Überblick der Autorinnen über die zeitgenössische Literatur sowie die Literaturgeschichte beeinflussten. Ingrid Puchalová und Michaela Kováčová haben in ihrem Forschungsprojekt nicht von der Darlegung einer Einsicht in die literaturhistorische Entwicklung in diesem geographisch-kulturellen Raum abstrahiert, an die ihre Ausführungen über das literarische und kulturelle Mosaik Oberungarns seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jh. bis in das 19. Jh. anknüpft. Die Autorinnen der Publikation schildern die Lebensweise, Rechte und Pflichten der Frauen. In diesem Zusammenhang weisen sie auf die „limitierte Zeit“ der Frauen hin, die sie – bei der Erfüllung aller mit der damaligen Frauenwelt völlig selbstverständlich zusammenhängenden Pflichten – dem Schreiben widmen konnten. Als eine der Voraussetzungen für die künstlerische Rezeption und Produktion wurde die Mädchenbildung betrachtet. Ausgehend vom Studium der Archivalien wurden die Facetten der Mädchenerziehung in Klosterschulen sowie in öffentlichen Ausbildungsanstalten näher gebracht, wodurch zahlreiche Forschungslücken erfüllt und fehlende Informationen korrigiert wurden.

Die Autorinnen und ihre Autorschaft werden im soziokulturellen Fokus betrachtet, wodurch die Bedingungen der schöpferischen Tätigkeit von Frauen angedeutet werden. Im literarischen Schaffen Marie Therese von Artners (1772–1829) lassen sich einige thematische und gattungsspezifische Linien betrachten, deren kreatives Potenzial durch diese künstlerische Vielfalt auffällt. In den Periodika veröffentlichten ihre Beiträge vor allem Emma Seltenreich (1851–1918), Bertha Katscher (1860–1903) und Ilsa Graulich (1880–1969). Ihren literarischen Werken ist das Problem des weiblichen Schreibens inne, das gleichsam die gesellschaftliche Stellung der Frau ihrer Zeit umkreist. Ingrid Puchalová und Michaela Kováčová lenken nicht zuletzt ihre Aufmerksamkeit auf die sog. Genres mineurs wie Briefe, Poesialben sowie Reflexionen, die die Frauenbilder und Wirklichkeitsentwürfe vermitteln. Darüber hinaus weist die Abhandlung auf den Paradigmenwechsel hin, der sich im Zeithorizont von der ersten bis zur zweiten Hälfte des 19. Jh. vollzogen hat. In der Monographie fehlen nicht Informationen über das literarische Schaffen sowie künstlerische Kontakte Marie

Frischauf-Pappenheims (1882–1966), die mit Karl Kraus (1874–1936), Annie Reich (1902–1971), Gustav Mahler (1860–1911), Franz Werfel (1890–1945), Oskar Kokoschka (1886–1980) etc. befreundet war. Obwohl ihr literarisches Werk eine positive Resonanz bei dem Lesepublikum verzeichnet hat, blieb diese Autorin ihrem Arztberuf treu.

Der Einblick in das literarische Werk der angeführten Autorinnen ist durch zahlreiche innovative Forschungsimpulse geprägt, die die Forschungslücken in der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte schließen. Die monographische Publikation Ingrid Puchalová und Michaela Kováčová geht ad fontes aus, ergänzt den älteren Forschungsstand, ist durch ein innovatives Gepräge gekennzeichnet und rückt neue Forschungsperspektiven in den Vordergrund. Für diesen Beitrag ist die 2014 erschienene Monographie als eine durch Fundiertheit, Präzision und analytische Tiefe gekennzeichnete Ergänzung der Kenntnisse über die deutschsprachigen Autorinnen aus der heutigen Slowakei hoch zu schätzen.

Iveta Zlá

Šichová, Kateřina / Krapp, Reinhard / Rössler, Paul / Dovalil, Vít (Hrsg.): *Standardvarietät des Deutschen. Fallbeispiele aus der sozialen Praxis*. Berlin: Logos Verlag, 2015. 166 Seiten. ISBN 978-3-8325-3808-8.

Der Band ‚Standardvarietät des Deutschen‘ ist das Produkt einer gelungenen Parallelaktion: hervorgegangen aus zwei gleichzeitig geführten Seminaren an der Universität Regensburg und an der Karls-Universität Prag, versammelt er neun ausgewählte Aufsätze von Studierenden der Germanistik zum Problem der Standardvarietät des Deutschen aus soziolinguistischer Perspektive. Die Ergebnisse der Seminare „(De-)Standardisierung zwischen sprachlichen Tatsachen und Einstellungen“ (Regensburg, Paul Rössler) und „Standardsprache und Standardisierungsprozesse“ (Prag, Kateřina Šichová und Vít Dovalil) wurden im Dezember 2013 auf einem vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) geförderten Kolloquium in Prag abschließend diskutiert und können an den nun publizierten ‚Fallbeispielen aus der sozialen Praxis‘ im Einzelnen nachvollzogen werden.

Die differenzierte Weiterentwicklung der Soziolinguistik stellt neben den Forschungen der Korpuslinguistik wohl die zweite wichtige Entwicklungslinie innerhalb der gegenwärtigen Sprachwissenschaft dar. Die soziolinguistische Betrachtungsweise sprachlicher Phänomene öffnet dabei den linguistischen

Horizont für kritische Fragestellungen, die zentral auch das eigene Fach und dessen akademisches Selbstverständnis betreffen. Umso wichtiger ist es, dass nun (unter Betreuung der Seminarleiter) auch qualitativ hochwertige Arbeiten von Germanistikstudierenden entstehen, die, bereichert um diese selbstreflexive Komponente, sowohl die Probleme wie aber auch die vielfachen gesellschaftsbezogenen Perspektiven ihres Fachs thematisieren und diesem dadurch neue Impulse vermitteln.

Sämtliche Beiträge des Bandes verstehen sich in dieser kritischen Perspektive als Versuche, die Funktion der Institutionierung von Normativität am Fall des Standards bzw. der Standardvarietät des Deutschen in der sozialen und diskursiven Praxis normsetzender und normvermittelnder Instanzen konkret nachzuvollziehen. Außer auf Forschungsarbeiten von Klaus Gloy zur Auffassung der Norm und von Jiří Nekvapil zur Sprachmanagementtheorie rekurrieren sie dabei vor allem auf das von Ulrich Ammon in ‚Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation‘ (2005) erarbeitete Modell, das vier Instanzen des Sprachmanagements unterscheidet: Normautoritäten, Sprachkodizes, Sprachexperten und Modellsprecher/-schreiber mit ihren Modelltexten. Auf dem Hintergrund und im Austausch mit der für die Sprachentwicklung ebenfalls relevanten Bevölkerungsmehrheit stehen diese Instanzen demnach in Aushandlungsprozessen, aus denen hervorgeht, was sich als sprachliche Norm, hier: als Standardvarietät behauptet bzw. behaupten soll. Es ist eine besondere Leistung des Projekts und der einzelnen Beiträge, das Ammonsche Modell des sozialen Kräftefelds, das von den Herausgebern in der instruktiven *Einführung* ausführlich vorgestellt wird, jeweils präzise in die Untersuchung konkreter soziolinguistischer Phänomene zu überführen und dadurch anschaulich zu machen, wie sehr die Definition dessen, was als (deutsche) Standardsprache zu gelten habe, in konkrete soziale Praktiken eingebunden und von ihnen abhängig ist. Deutlich wird, dass sprachliche Standardisierungsprozesse als soziale Aushandlungsprozesse immer auch Macht- und Entscheidungsprozesse sind und Geltung auch in diesen Zusammenhängen nicht nur das Produkt ideeller, sondern auch kontextbedingter materieller Faktoren ist.

Die einzelnen Beiträge können in zwei Kategorien eingeteilt werden. Sie beziehen entweder einzelne sprachliche Phänomene – Zweifelsfälle wie ‚Die Reaktion der Präposition *wegen*‘ (Jessica Führer) oder ‚*brauchen* mit und ohne *zu* + Infinitiv‘ (Luciano Melodia) – auf das von Ammon modellhaft entworfene soziale Kräftefeld, oder sie betrachten wichtige Akteure des sozialen Kräftefeldes wie Online-Sprachberatungen (Daria Šemberová), Journalisten (Manuel Glondys) oder Lehrpersonen (Nela Štřídová, Evženie Lukašiková, Erik Volkmann) in

ihrer normauslegenden, normanwendenden und normsetzenden Praxis. Franziska Stöckingers Beitrag ‚Zum *Info DaF*-Diskurs um Bastian Sick aus der Perspektive des sozialen Kräftefeldes‘ zeichnet an den Diskussionen um die normative Wirkung der populärwissenschaftlichen Publikationen Bastian Sicks zusätzlich einen innerlinguistischen Metadiskurs nach, in dem die ins (Kräfte-)Feld geführte Vorstellung von sprachlicher Norm als Moment im sprachpolitischen Kampf um die Position der normsetzenden Instanz deutlich wird. Der konkrete Nachvollzug solcher Auseinandersetzungen und der ihnen immanen sprachideologischen Leitvorstellungen stellt die grundlegende Bedeutung dessen heraus, worauf gleich der erste Beitrag des Bandes, Franziska Ebers Untersuchung ‚Sprachliche Zweifelsfälle – Vagheit im *Duden 9*‘, aufmerksam macht und was sich leitmotivisch durch sämtliche Untersuchungen zieht: die prinzipielle Vagheit und Offenheit von Sprache, die ein Aushandeln sprachlicher Standards einerseits permanent erfordert und andererseits zugleich permanent unterläuft. Erst ein geschärftes Bewusstsein davon, das der ‚Normalfall‘ von Sprache ihre ‚Variabilität‘ ist, ‚entzaubert‘ mit dem ‚auch und gerade bei linguistischen Laien weit verbreiteten Homogenitätsmythos von Sprachen‘ (Eber, 29) auch den Mythos der sich selbst als sprachnormativ verstehenden und/oder gesellschaftlich als sprachnormativ akzeptierten Instanzen.

Dass ein ‚Bedürfnis (...) nach Eindeutigkeit und Endgültigkeit‘ (S. 63) in Fragen der Standardvarietät des Deutschen, wie sämtliche Fallstudien zeigen, nicht befriedigt werden kann, mag auf den überzogenen Anspruch dieses Bedürfnisses verweisen. In einem noch kritischeren Licht erscheinen durch diese Diagnose jedoch die Instanzen, die diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen versprechen und die Legitimation ihrer normsetzenden Kraft aus der Behauptung beziehen, ein exklusives Wissen um die Standardvarietät zu haben. Die Problematik dieses Anspruchs, wie die detaillierte Untersuchung der jeweiligen Praxen sie offenlegt: dass Online-Sprachberatungen auf unterschiedliche und oft unausgewiesene Quellen und Kriterien rekurrieren, dass im Journalismus ‚außersprachliche (sozio-ökonomisch bedingte) Faktoren‘ (Glondys, S. 111) und in Schule und Universität gar ‚persönliche Präferenz(en)‘ (Lukašiková, S. 141) und Geschmacksurteile der Lehr-Autoritäten eine zweifelhafte normative Kraft entfalten, erweist sich im Fall des *Dudens* als einer der als offiziell maßgebend geltenden Institutionen für Fragen des sprachlichen Standards in ihrer prinzipiellen Dimension. Die Tatsache, dass ‚es keine offizielle einheitliche Definition dafür gibt, was als Standard des Deutschen angesehen werden soll‘ (Lukašiková, S. 136), wird selbst von der *Duden*-Redaktion in ihren Konsequenzen nicht angemessen reflektiert, sondern führt zu einer

Praxis, die das Fehlen ausgewiesener oder zumindest reflektierter qualitativer Kriterien durch einen Rekurs auf Quantitätsangaben ersetzt, wie sie sich aus der fallweisen Befragung elektronischer Korpora ergeben. Diese Praxis, durch die Korpora aus einer neutralen Datenbasis mit der Funktion eines wissenschaftlichen Instruments tendenziell selbst zu einer jener Instanzen des Sprachmanagements werden, die mit dazu beitragen, sprachliche Normen zu generieren, impliziert zwei problematische Aspekte, deren prinzipieller Charakter bei der Arbeit mit Korpora allzu selten bedacht wird: weder ist „einschbar (...), auf welche Texte und Sprachdaten sich die Dudenredaktion beruft“ (Eber, S. 25), noch ist nachvollziehbar, wer die erhobenen Daten anhand welcher Kriterien aus- und bewertet. Die Praxis der Ersetzung reflektierter Kriterien durch blinde, aus obskuren Quellen gewonnene Statistiken – bei Uneindeutigkeiten des Dudenkorpus wird gar klandestin auf die Google-Suchfunktion zurückgegriffen – löst das Problem der fehlenden Kriterien nicht, sondern verlagert es nur auf die Ebene der Frage nach den Kriterien der nunmehr notwendigen Auswertung und Bewertung der erhobenen Quantitätsangaben. Da diese aber nicht nur nicht offengelegt werden, sondern anscheinend nicht einmal vorliegen, ist die Folge eine inkonsequente und willkürliche Praxis sprachlicher Empfehlungen, wie sie sich in vagen lexikalischen Differenzierungen wie ‚mittlerweile‘, ‚vermutlich‘, ‚teilweise‘, ‚zuweilen‘ oder ‚gelegentlich‘ niederschlägt – und zwar in der ausdrücklichen Absicht, dem Leser gerade dadurch ein „perfektes Deutsch“ (*Duden 9*, zit. n. Eber, S. 29), also die deutsche Standardvarietät, nahezubringen. Um es zugespitzt zu formulieren: Die

subjektive und vage Verwendung der deutschen Sprache durch die einzelnen Sprecher/innen soll durch eine datenbasierte und datengenerierte Objektivität eingeschränkt werden, die jedoch, anstatt zu einer begründeten Norm, zu nicht minder subjektiven und vagen Empfehlungen führt. Sowohl die Datenbasis wie die Subjekte und Kriterien ihrer Auswertung und damit der Begründungszusammenhang für die als Norm empfohlene(n) Standardvariante(n) des Deutschen bleiben im Dunkeln. Was sprachlich der Fall ist und was der Fall sein soll, kann so nicht begründet auseinandergehalten werden.

An sämtlichen in dem Band auf ebenso detailgenaue wie nachvollziehbare Weise analysierten *Fallbeispielen* wird ein oft krasses Missverhältnis zwischen dem Anspruch und der Wirklichkeit sprachnormativer Instanzen konstatiert. Der im- oder explizite Anspruch, mehr oder weniger exklusiv um eine Standardvarietät des Deutschen zu wissen: sie festzulegen (Duden), zu vermitteln (Schule/Universität) oder zu repräsentieren (Journalismus), erweist sich als in einer von vielen außersprachlichen Faktoren bestimmten Sprach-Praxis als nicht haltbar. Die von Eber an ihrer Duden-Kritik gewonnenen Einsichten münden deswegen zu Recht in den für die Stoßrichtung des gesamten Bandes repräsentativen Appell an die Mündigkeit der einzelnen Sprecher/innen: nämlich in sprachlichen Fragen nicht blind den Instanzen zu folgen, sondern „den eigenen Sprachgebrauch als bewusste sprachliche Entscheidung als richtig zu empfinden“ (Eber, S. 29/30).

Thomas Schneider